

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 5

Artikel: Ein Diktator stürzt : die Revolution in Kolumbien : Tatsachenbericht eines Schweizers, der diese miterlebt hat
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustration: Fred Troller

Die Revolution in Kolumbien

**Tatsachenbericht
eines Schweizers, der diese miterlebt hat**

Revolutionen in südamerikanischen Staaten sind keine Seltenheit. Einzigartig aber war der Umsturz im Frühling 1957 in Kolumbien, in welchem der Mut und die Standhaftigkeit der Bevölkerung von Bogotá es fertig brachte, einen Diktator aus dem Sattel zu heben, der alle Machtmittel zu seiner Unterstützung einsetzen konnte.

Die Vorgeschichte Ich werde den 14. Juni 1953 nicht so bald ver-

gessen. Ich stand auf der Calle Real in Bogotá eingekreist in eine jubelnde Menschenmenge.

Über mir, auf dem kleinen Balkon des Palacio Presidencial, winkte General Rojas Pinilla, bis gestern mittag Oberkommandierender der kolumbianischen Streitkräfte, seit gestern abend provisorischer Präsident der Regierung, die den rechtmäßigen Präsidenten Laureano Gomez in einem blutlosen Militärcoup aus dem Sattel gehoben hatte.

General Rojas begann zu reden. Er versprach der Menge «Paz, Justicia y Libertad», Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit, versprach dem Bürgerkrieg ein Ende zu machen, der nun seit vier Jahren in Kolumbien gewütet hatte, der Hunderttausende von Kolumbianern von ihren Heimstätten vertrieben und Zehntausende von Todesopfern gefordert hatte.

Der General war am Ende seiner Ansprache angelangt. Er grüßte die Menge in der Straße mit Churchills berühmten V-Zeichen, und ein

ungeheurer Jubel hob an. Ich hatte das Gefühl, daß ein Druck von den Leuten gewichen sei und daß sie sich spontan den Freudenkundgebungen hingaben. Wohl war überall Militär in den Straßen und Panzerwagen waren an den wichtigsten Punkten der Stadt, auf der Plaza Bolivar, beim alten Hotel Granada und bei der Rondelle vor dem Neubau des Hotels Tequendama aufgefahren. Aber jedermann fraternisierte mit den Soldaten, jubelte ihnen zu und behandelte sie als Befreier und Freunde.

Über Nacht war hereingebrochen, was wir im geheimen gehofft hatten. Das Militär hatte die Macht ergriffen, die untoleranten Ultra-konservativen, die seit 1949 die Liberalen mit Feuer und Schwert verfolgt hatten und das Land in diesen unsinnigen Bürgerkrieg gestürzt hatten, waren von der Regierung verdrängt, und man konnte mit neuer Hoffnung in die Zukunft sehen. Es hatte ein hoffnungsloses Unterfangen geschiessen, die im Felde stehenden liberalen Guerrilleros und die unnachgiebige konservative Regierung miteinander ins Gespräch zu bringen, aber jetzt, an diesem Junisonntag, wehte plötzlich ein anderer Wind. Die Exponenten der «Blut und Feuer» Politik waren vom Podest gestürzt und eine Lösung des Konflikts schien in die Nähe gerückt.

Tatsächlich legten die Guerrilleros kurze Zeit nach dem Regierungsumschwung die Waffen nieder, der Bürgerkrieg war zu Ende und der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete konnte beginnen.

Das Prestige von General Rojas stand auf dem Höhepunkt. Ich erinnere mich noch gut der Militärparade des 20. Juli jenes Jahres, als die Menge ihn aus der Präsidentenloge heraus holte und im Triumph die Avenida Caracas hinabtrug, eine Ehrung, die doch sonst die Bogotaner nur ganz erfolgreichen Stierkämpfern zukommen lassen.

Rojas wurde fast als Halbgott verehrt, er genoß einen unbeschränkten Kredit, er hätte ein «neues Kolumbien» aufbauen können.

Ich will es mir ersparen, im einzelnen zu erzählen, wie rasch der Präsident seinen moralischen Kredit vertat und wie bitter er das Land enttäuschte. Ich möchte auch nicht eine Liste der Schandtaten des Regimes, der politischen Morde, der unter fadenscheinigsten Vorwänden vorgenommenen Enteignungen zu Gunsten des Generals und seiner Familie geben, noch möchte ich die geradezu unvorstellbare Korruption schildern, die fast alle Amts-

stellen verseuchte. Das gehört zum allgemein akzeptierten Bild einer südamerikanischen Militärdiktatur und darf hier nicht weiter beschäftigen.

Einmalig dagegen und im höchsten Grad bewunderungswürdig ist die Art und Weise, wie das kolumbianische Volk sich dieser furchterregenden, vor keinen Mitteln zurückschreckenden Gewaltherrschaft entledigte, ohne daß von seiten des Volkes ein Schuß gefallen und ohne daß einem Soldaten ein Haar gekrümmmt worden wäre.

Mutige Frauen und ein standhafter Priester

Im Monat März des Jahres 1957 herrschte in Bogotá eine tief niedergeschlagene Stimmung. Der Diktator schien fester denn je im Sattel zu sitzen und eben war bekannt geworden, daß er, «dem stürmischen Drängen des Volkes nachgebend», sich dem Lande für eine weitere Amts dauer als Präsident zur Verfügung stellen wolle. Ich hatte in verschiedenen Ortschaften im Lande herum beobachten können, wie dieses «stürmische Drängen des Volkes» zustande kam: mit von der Polizei überreichten Marschbefehlen zu Großkundgebungen, mit Autorequisitionen, mit Abkommandierung von in Zivilkleidern gesteckten Soldaten, mit Aufmärschen von Gemeinde- und Staatsangestellten, die beim Nichtmitwirken ihre Stelle verloren hätten.

Aber der Schein war gewahrt und niemand schien die Militärs daran hindern zu können, ihren Willen durchzudrücken und ihre Herrschaft vorläufig einmal bis 1962 auszudehnen. Allerdings stand die kolumbianische Verfassung einer Wiederwahl des Präsidenten entgegen, aber derartige kleinere Schwierigkeiten hoffte man dadurch aus dem Wege schaffen zu können, daß eine vom Präsidenten zu ernennende verfassunggebende Versammlung zuerst die Verfassung abändern und dann an Stelle des Volkes, das eigentlich für die Präsidentenwahl allein zuständig ist, General Rojas für eine weitere Amts dauer zum Präsidenten Kolumbiens ernennen sollte.

Die Opposition, die vereinigten liberalen und konservativen Parteien, die sich ob der schlimmen Ereignisse der letzten Jahre zu einer Aktionsgemeinschaft zusammengefunden hatten, hatten zwar in der Person von Guillermo Leon Valencia einen Kandidaten aufge-

stellt, der bei einer Volkswahl wohl mit einem überwältigenden Stimmenmehr sich das Amt erobert hätte. Unter den gegenwärtigen Umständen kam das Aufstellen dieser Kandidatur aber nur einer zwar von Seiten Valencias sehr mutigen, aber doch wohl sehr wenig aussichtsreichen Demonstration gleich, denn die Opposition verfügte in der Wahlbehörde über keine einzige Stimme.

Außerdem verbot die Regierung der Opposition jede Wahlpropaganda und die Zensur sorgte dafür, daß die Kandidatur Valencias in den Zeitungen nicht einmal erwähnt wurde.

Als ich am 9. April in die Stadt ging, stieß ich in der Carrera Septima im Stadtinnern plötzlich auf einen Menschenauflauf. Die Polizei schickte sich eben an, einige sehr gut gekleidete, vornehm aussehende Damen zu verhaften, die auf der Straße hektographierte Aufrufe verteilt. Frau Lleras Camargo, die Gattin des letzten liberalen Präsidenten des Landes und Führer der zivilen Front, war dabei und andere Damen der alta sociedad, der höchsten Gesellschaft Bogotás. Mit Gummiknötteln versuchten die Polizisten den Passanten die Flugblätter wieder abzujagen, aber es gelang mir trotzdem eines in Sicherheit zu bringen und an einem ruhigen Ort zu lesen.

Es war der Wahlauftruf Valencias. Ein meisterlich geschriebenes Dokument, das der Regierung ihre ganze ungeheuerliche Vergangenheit mutig vor Augen hielt.

Die ganze Stadt sprach vom Zwischenfall auf der Septima. Aber mein alter Freund Don Francisco schätzte die Situation wohl richtig ein, als er mir am Abend sagte:

«Es ist ja bewunderungswürdig, wie mutig Doña Berta ist. Aber sie hat mit ihrer Tat in der Septima nur sich selber in Ungelegenheiten gebracht und die Gesamtsituation um keinen Centavo verbessert. Die anderen haben immer noch die Macht und wir das Recht, aber in einer Zeit, in der das Recht nach Belieben gebogen wird, bleibt uns nichts anderes als zu warten und zu hoffen.»

Ich sah Francisco wieder am Abend des 12. April. Er kam spät nach Hause und war sehr niedergeschlagen. Die Polizei hatte in der «Universidad Libre» die Türen eingerannt und eine akademische Festversammlung gesprengt. Die anwesenden Damen waren mit Hydranten abgespritzt worden und die anwesenden Herren wurden von der Polizei in Gewahrsam genommen. Und das alles nur, weil sie gewagt

hatten, während eines Vortrages über die Freiheit des Individuums in Beifallsrufe auszubrechen.

Am darauffolgenden Freitag war Karfreitag. Da geschah etwas sehr Unerwartetes. Wie alle Jahre wurde die Karfreitagspredigt, der «sermon de las siete palabras» aus einer Kirche Bogotás per Radio über das ganze Land verbreitet. Diesmal wurde die Predigt aus der alten Kirche San Francisco im Zentrum Bogotás ausgestrahlt, aber es war nicht die übliche Karfreitagspredigt, aus dem Radioapparat heraus tönte eine scharfe Abrechnung mit all den Übeltaten der Regierung. Der Prediger bezog klare Stellung und ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß mindestens seiner Ansicht nach Rojas Pinilla und seine Regierung nicht das Recht hätten, sich als mit der katholischen Kirche im Bunde stehende auszugeben und daß die Taten der Regierung jeder christlichen Grundlage entbehrten.

Der April verging, ohne daß weitere Zwischenfälle eingetreten wären. Die Wiederwahl Rojas Pinillas war auf Anfang Mai vorgesehen und nur ein Wunder hätte diese Wiederwahl verhindern können. So wenigstens schien es uns allen.

Die Studenten greifen ein

In Bogotá war die Luft zum Zerschneiden dick. Der Wert des freien Dollars kletterte jeden Tag höher, die Devisenreserven des Landes waren erschöpft, Kolumbien war dem wirtschaftlichen Zusammenbruch nahe. Man befürchtete das Schlimmste für die Zukunft. Gerüchte über geplante Nationalisierungen und Enteignungen machten die Runde.

Guillermo Leon Valencia, der Kandidat der Opposition, hatte Bogotá verlassen und war in seine Heimatstadt Popayán im oberen Cauca-tal zurückgekehrt. Anscheinend schien ihn die ihres Sieges sichere Regierung nicht in seinen Bewegungen einzuschränken.

Doch dann beging die Polizei einen Kapitalfehler. Sie verhaftete Guillermo Leon, als er sich im vornehmen Club San Fernando in Cali bejubeln ließ, und stellte ihn unter Hausarrest. Das geschah am späten Nachmittag des 2. Mai, aber infolge von Pressezensur und Nachrichtensperre sickerte die Meldung erst am Morgen des 3. Mai nach Bogotá durch. Und nun begannen sich die Ereignisse zu überstürzen.

Die Nachricht von der Verhaftung des Kandidaten der zivilen Front brachte in Bogotá

besonders die Studenten in Aufregung. Fürs erste erklärten die Studenten verschiedener Universitäten (Bogotá hatte mindestens deren sieben) unabhängig voneinander einen Proteststreik. Auf den Nachmittag luden die Angehörigen der Universidad Pontifica Bolivariana, der Jesuitenuniversität, kurz Javeriana genannt, alle Studenten Bogotás in die Räume

der neuen Universitätsgebäude ein, um eine Protestkundgebung zu veranstalten.

Die neuen Gebäude der Jesuitenuniversität liegen an der Carrera Septima im nördlichen Teil der Stadt. Ich habe nie begreifen können, daß man einen Universitätsneubau, zusammen mit Universitätsklinik und Nebengebäuden, immerhin ein ansehnlicher Komplex, ausge-

Der kleine Familienfilm



Sagt Frau, die auf Couch ausruht, nachdem sie abgewaschen hat, er wolle jetzt, auf ihren Wunsch, den Haken befestigen.



Ruft von der Küche, ob sie so gut sei zu kommen und zu sehen, ob Haken so richtig plaziert ist.



Geht in den Keller um Werkzeug zu holen.



Kehrt in Küche zurück und ruft, er störe sie ungern, aber wäre Haken nicht besser hier plaziert?



Ruft, als Frau wieder auf Couch liegt, der Bohrer braucht Öl, wo dieses sei?



Nachdem Frau ihm Öl gebracht hat, sucht er nach Haken.



Ruft, was sie mit Haken machte, er könnte diesen nicht mehr finden. Frau bringt ihm anderen Haken.



Befestigt Haken und bewundert sein Werk, während Frau erschöpft zu Couch zurückkehrt.

rechnet an die verkehrsreichste Straße der Stadt bauen konnte, an eine Straße, die wohl 80 Prozent des Verkehrs zwischen dem Zentrum der Stadt und den vornehmen Quartieren im Norden zu bewältigen hat. An diesem Nachmittag des 3. Mai nun kam der Verkehr zwischen Bogotá und dem Norden während Stunden praktisch zum Stillstand, denn die Protestkundgebung der Javerianastudenten schlug außerordentlich hohe Wellen. Daran war zum größten Teil die Polizei schuld.

Die Kundgebung hatte um zwei Uhr damit begonnen, daß die Studenten auf der Straße vorbeifahrende Autos anhielten und sie mit Klebzetteln verzierten. «Abajo la dictadura» las man, oder «La patria por encima de los negocios», den Wahlspruch der zivilen Front.

Die Polizei erhielt sofort Wind von dieser Aktion und ein erstes Aufgebot von 70 Poliziemännern rückte auf dem Platze an, von den Studenten mit entsprechendem Kommentar empfangen. Die Bogotaner Studenten sind seit den blutigen Tagen des 8./9. Juni 1954, an denen gut ein Dutzend der Ihren das Leben lassen mußten, ohnehin nicht gut auf die Polizei zu sprechen.

So tönte es denn «Asasinos, cobardes, traidores» vom Universitätsareal her und eine lange Liste von Namen, die hier besser nicht wiedergegeben werden.

Mehr Polizisten rückten an, mit Gasmasken versehen und mit Gewehren bewaffnet. Kaum hatten die Polizisten rings um die Universität Stellung bezogen, begannen sie mit einer Tränengaskanonade.

Die etwa 300 bis 400 Studenten zogen sich in das Universitätsgebäude zurück und setzten ihren Wortkrieg mit der Polizei von den Fenstern aus fort. Eine neue Ladung Gas war die Antwort.

Da stimmte plötzlich jemand in der Universität die kolumbianische Nationalhymne an und die ganze Studentenschar begann zu singen. Wenig später öffnete sich eine Seitentür der Universität und eine Gruppe von vielleicht zehn jungen Männern rückte vor, geschart um die kolumbianische Fahne, die einer in ihrer Mitte trug. Die Gruppe der Zehn blieb etwa halbwegs zwischen Universität und Polizei stehen und fiel in den allgemeinen Gesang ein.

Die Polizei detonierte weitere Tränengaspatronen und weinend standen die zehn um ihre Fahne. Aber sie wichen keinen Schritt zurück. Von den Fenstern der Universität tönte

weiter die Nationalhymne, nun schon seit mehr als einer Stunde.

Auf der Straße rollten die ominösen grauen Tankwagen an, die die Regierung nach dem 9. Juni 1954 gekauft hatte, um Demonstrationen zu zerstreuen. Einer der Wagen näherte sich der Gruppe mit der Fahne bis auf etwa 20 Meter und ein Strahl von rotgefärbtem Wasser begann sich über die jungen Männer zu ergießen. Doch sie wichen nicht und standen weiter um ihre golden-blau-rote Fahne, bis auf die Haut durchnäßt und verschmiert von der roten Farbe, mit tränenden Augen. Es war eine unglaubliche Szene. Auf der Straße die schwerbewaffnete Polizei, die Tankwagen, die Überfallcamions, ihnen gegenüber die Gruppe der Studenten mit der Fahne, an den Fenstern der Universität die vielhundert Köpfe der Studenten, ununterbrochen die Nationalhymne singend.

Ein neuer Tankwagen näherte sich der Gruppe und mehr rote Farbe ergoß sich über die Studenten, die sich nicht vom Platz um die Fahne vertreiben ließen.

Da geschah etwas Unerwartetes, typisch bogotanisches, denn die Bogotaner sind bekannt für ihren beißenden Witz.

Aus den Fenstern der Universität begann es Kleingeld zu regnen. Kleine Münzen, 1, 2, 5 und 10 Centavo Stücke wurden auf die Polizei geworfen, die Studenten warfen den Polizisten den Lohn für ihre Taten zu, «el salario del miedo, le salaire de la peur», um ihnen damit ihrer tiefsten Verachtung Ausdruck zu geben.

Schließlich wagte eine Gruppe von Polizisten einen überraschenden Angriff auf die Fahnengruppe, und es gelang ihnen, drei Studenten mit sich zurück auf die Straße zu zerren, wo sie alsbald in einem Polizeiwagen verschwanden.

Es war unterdessen Nacht geworden und man begann sich zu wundern, wie lange wohl diese eigenartige Belagerung der Javeriana noch dauern werde. Doch da schien die Polizei plötzlich Befehl erhalten zu haben, sich zurückzuziehen, und so war es den Studenten möglich, die Universität ohne weitere Schwierigkeiten zu verlassen.

Es war kein Zweifel, die Studenten mit ihrem Mut, ihrer Standhaftigkeit und ihrem passiven Widerstand hatten eine Schlacht gewonnen – das Ansehen der Polizei in den Augen der Bogotanos war unter den Gefrierpunkt abgesunken und jedermann freute sich, daß end-

lich, endlich sich ein paar Mutige gefunden hatten, die sich von den Waffen Rojas Pinillas nicht einschüchtern ließen.

Der 4. Mai brach an. Ein regnerischer Samstag. Alle Universitäten waren geschlossen. Die Studenten erklärten, nicht wieder in die Schulen zurückkehren zu wollen, bis Rojas nicht auf seine Wiederwahl verzichten würde. Die Regierung ihrerseits erklärte, daß sie alle diejenigen Schulen auf unbestimmte Zeit schließen werde, die sich dem Studentenstreik anschlossen.

Inzwischen begannen die Studenten ein Katz und Mausspiel mit der Polizei. Wo sie einen Polizisten sahen, pfiffen sie ihn aus und hänselten ihn. Die Polizei begann Jagd auf die Studenten zu machen, die Tankwagen tauchten wieder auf und bespritzten Studenten und Passanten mit roter Farbe. Die Rotgefärberten wurden nachher von der Polizei auf der Straße aufgegriffen und in Polizeiwagen abtransportiert.

Die Studenten änderten ihre Taktik. Sie begannen in Gruppen zu Zweien und Dreien zu operieren. Und sie begannen sich eine Eigentümlichkeit des alten Bogotá zu Nutzen zu machen.

Bogotá ist, wie alle spanischen Gründungen, in gleichmäßige Häuserblocks aufgeteilt, die von rechtwinklig sich schneidenden Straßen begrenzt sind. An vielen Schnittpunkten dieser

calles und carreras sind Verkehrspolizisten postiert, die von hohen Holzschemeln herab in den Stoßzeiten den Verkehr dirigieren. Während langen Stunden im Tag aber stehen diese Holzschemel unbenutzt auf dem Trottoir.

Die Studenten begannen diese Schemel als behelfsmäßige Straßensperren zu benutzen. Wenn immer ein Polizeiwagen angefahren kam, packten zwei oder drei Studenten einen Holzschemel und schmissen ihn in die Mitte der Fahrbahn, so daß die engen Straßen blockiert waren. Die Polizisten mußten zuerst aussteigen, das Hindernis auf die Seite schaffen und erst dann konnten sie die Jagd auf die Studenten fortsetzen. Am Samstag wurden auch die ersten Nagelaktionen gestartet. Unversehens wurden den Polizeiwagen einige Hände voll Nägel vor die Räder gestreut, und bald war die Zahl der aus der Verfolgungsjagd ausgeschiedenen Überfallautos nicht mehr an den Fingern abzuzählen.

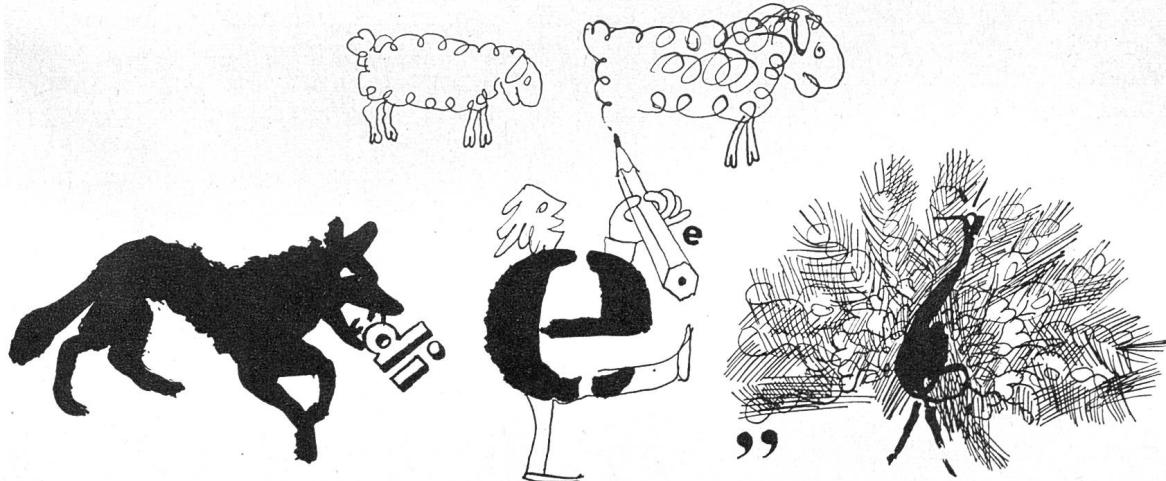
Der Schuss in der Kirche

Auf Sonntag, den 5. Mai, hatten die Studenten eine Messe in der vornehmen Porciunculakirche angesagt. Die Messe sollte von Pater Severo Velasquez, dem Prediger des Karfreitagssermons zelebriert werden. Natürlich war die Kirche überfüllt und die Gläubigen standen bis weit auf die Avenida Chile hinaus.

Schon vor der Messe hatte das Geplänkel

Schweizerdeutsches Bilderrätsel (9)

VON K. WEGMANN



Auflösung Seite 94

zwischen Polizei und Studenten wieder angefangen, ohne daß es zu größeren Zwischenfällen gekommen wäre. Auf den Beginn des Gottesdienstes aber rückte ein großes Polizeiaufgebot in der Avenida Chile an.

Es läßt sich wohl heute nicht mehr einwandfrei feststellen, wie alles geschehen ist. Die Polizisten behaupteten nachher, daß die Studenten sie angepöbelt und sich dann rasch in die Kirche zurückgezogen hätten. Sei dem wie ihm wolle, Tatsache ist, daß im Moment, als der Priester mit hocherhobenem Kelch vor dem Altar stand, plötzlich ein Schuß tönte und sich die Kirche mit Tränengas zu füllen begann. Ich kann die Worte nicht wiedergeben, die der Priester den Kirchenschändern entgegenschleuderte. Ein Tumult entstand, Frauen kreischten, man hörte Stöhnen. Später erfuhr man, daß vor der Kirche ein Student von der Polizei erschossen worden sei. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich aller, die von den Vorfällen erfuhren.

Die Polizei setzte die Jagd auf die Studenten fort. Wenn sie sie erwischten, hieben sie sie erbarmungslos mit ihren Knüppeln und mit den Gewehrkolben zusammen. Es hieß, ein weiterer Student sei zu Tode geprügelt worden.

Am Abend wurde bekannt gegeben, daß der Kardinal-Erzbischof alle diejenigen exkommuniziert habe, die etwas mit der Schändung der Porciunculakirche und mit der Tötung der Studenten zu tun hatten. Das wiegt schwer in einem katholischen Land.

Am Sonntagabend wurden auch die ersten illegalen Flugblätter von Hand zu Hand gereicht, in denen die Studenten die Bevölkerung auf den Montag zum Generalstreik aufforderten, gleichzeitig aber auch den Bogotáns den Rat gaben, zu Hause zu bleiben, um Zwischenfälle mit Militär und Polizei zu vermeiden.

Am Montagmorgen merkte man vorerst noch nicht viel von einem Generalstreik. Jedermann machte sich auf den Weg zur Arbeit, die Hausfrauen aber begannen einen Sturm auf die Lebensmittelgeschäfte und im Nu waren die Gestelle leer.

Inzwischen sorgten die Studenten dafür, daß der Streikparole mehr Nachachtung verschafft wurde, indem sie eine großangelegte Nagelstreuaktion starteten. Schon im Laufe des Vormittags begann sich der Verkehr merklich zu lichten, weil unzählige Pneus ihr Leben ausgehaucht hatten. Am Nachmittag zogen es sehr viele vorsichtige Autofahrer vor, unter diesen

Umständen ihre Fahrzeuge zu Hause zu lassen. Das Transportsystem der Stadt gerietrettungslos durcheinander, denn auch unter den Taxis und den Autobussen hatte der Nagelkrieg seine Opfer gefordert.

Am Nachmittag eröffneten die Privatbanken Bogotás ihre Schalter nicht und teilten mit, daß sie sich dem Proteststreik der Studenten anschlossen. Die Bogotaner Privatbanken bewältigen einen großen Teil des Bankverkehrs in der Hauptstadt, und durch ihre freiwillige Schließung war das Wirtschaftsleben der Stadt beinahe lahmgelegt. Es hieß, daß sich auch verschiedene der wichtigsten Industrieunternehmungen ab Dienstag dem Streik anschließen würden.

Die Regierung reagierte sehr rasch auf den Bankenstreik. Noch am Nachmittag berief die Superintendencia Bancaria, das staatliche Aufsichtsorgan der Banken, sämtliche Bankdirektoren zu einer Konferenz, in deren Verlauf die Bankdirektoren aufgefordert wurden, am Dienstag die Banken wieder zu öffnen. Die Leiter der Banken weigerten sich, auf die Wünsche der Aufsichtsbehörde einzugehen. Trotzdem verbreitete die Regierung am Abend im Radio eine offizielle Verlautbarung, derzufolge die Banken am anderen Tag die Arbeit normal wieder aufnehmen würden.

Am späten Nachmittag veranstaltete die Regierung wieder einmal eine Besetzung Bogotás durch die 35 000 Mann Militär, die in und um die Hauptstadt in Garnison lagen. Wie gewohnt war die Stadt in einer knappen halben Stunde militärisch besetzt. Tanks standen an den strategisch wichtigen Punkten und bald begannen leichte Geschütze und automatische Waffen mit Leuchtspurmunition aus der Stadt hinaus an die Berghänge des Guadalupe und des Monserrate zu schießen. Ungefähr um elf Uhr nachts war diese «Einschüchterungsübung» zu Ende.

Trotz den Versicherungen des amtlichen Radios öffneten die Banken am Dienstagmorgen ihre Schalter nicht. Die Bankdirektoren verbreiteten eine Deklaration, in der sie dem Superintendente mitteilten, daß sie die Banken weiterhin geschlossen halten würden, weil nach ihrem Dafürhalten nur auf diesem Wege des passiven Widerstandes die Regierung gezwun-

Foto: Hans Baumgartner
Winterliche Strasse in Ermatingen

gen werden könne, in Kolumbien wieder ein demokratisches Regime einzuführen.

Die Regierung antwortete mit einem militärischen Aufgebot für sämtliche Bankangestellte und befahl den vom Aufgebot Erfassten an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren. So viel ich in Erfahrung bringen konnte, leistete kaum jemand dem Aufgebot Folge. Daraufhin machte Pacho Puyana, der Petroleumminister, der interimistisch den Finanzminister vertrat, einen Schachzug, den er wohl für ganz raffiniert hielt. Er telephonierte nämlich sämtlichen Vizedirektoren und Prokuristen der streikenden Banken, daß die Regierung sie zu Direktoren befördern würde, wenn sie die Banken am darauffolgenden Tag öffneten. Woher die Regierung die Macht für diese Verordnung nahm, entzieht sich meiner Kenntnis. Gleichzeitig wurde den streikenden Bankdirektoren die Militärjustiz auf den Hals gehetzt. Es drohten ihnen hohe Gefängnisstrafen und die mögliche Deportation in eine der Strafkolonien im Amazonasurwald.

Die Banken öffneten trotzdem ihre Schalter nicht.

Am Mittwochmorgen, am 8. Mai, gaben die Regierungsblätter und das Radio bekannt, daß die Regierung eine der Großbanken, die Banco de Bogotá, die vom wohl angesehensten Bankdirektor Kolumbiens, Martin de Corral, verwaltet wird, nationalisiert habe. Es wurde mitgeteilt, daß die Bank ab sofort dem Publikum wieder offen stehe.

Mein Freund Don Nicolas, der Martin de Corral nahe steht, erzählte mir nachher, daß die Regierung bei der Übernahme der Bank eine peinliche Überraschung erlebt habe. Die Regierungsfunktionäre hatten gehofft, mit der ihnen von der Superintendencia zur Verfügung gestellten Safekombination die Kassenschränke der Bank öffnen zu können. In der vorangehenden Nacht hatte aber ein hoher Angestellter der Bank die Kombination abgeändert, und die Leute vom Finanzministerium standen vor verschlossenen Türen. In aller Eile mußten deshalb Barmittel aus den Tresors der Staatsbank herbeigeschafft werden, damit die Bedürfnisse der allerdings nicht allzu zahlreichen Kundenschaft befriedigt werden konnten.

Foto: Pedro Galliker
Vor dem Start

Der Diktator wählt sich selbst

Auf den späten Vormittag war die Asamblea Nacional Constituyente, kurz Anac genannt, das von Rojas für seine Wiederwahl ernannte Ersatzparlament einberufen und der Wahlakt war ursprünglich auf die Mittagsstunde vorgesehen. Aus unbekannten Gründen verzögerte sich der Wahlgang dann allerdings bis in den späten Nachmittag hinein und es wurde Abend, bis dem Präsidenten das Wahlresultat in den Palacio de San Carlos gemeldet werden konnte. Rojas Pinilla war mit 76 von 77 Stimmen zum Präsidenten Kolumbiens für die Amtszeit 1958—1962 gewählt worden. Das lange Gefürchtete war eingetreten.

Wenig später hielt der General über sämtliche Radiosender des Landes und über alle Kanäle des Fernsehnetzes eine Ansprache, in der er die Wahl annahm und mit den schärfsten Worten mit seinen Widersachern abrechnete. Er wolle die Banken nationalisieren und die wichtigsten Industrien verstaatlichen, sagte er ungefähr. Er wolle dafür sorgen, daß nicht mehr 1 Prozent der Bevölkerung die übrigen 99 Prozent ausbeute und seine Wiederwahl werde bedeuten, daß ab heute die Arbeiter über die Oligarchen gestellt würden.

«Las clases trabajadoras por encima de las oligarquías» hatte Rojas gesagt. Niemand zweifelte daran, daß er es ernst meinte, daß er versuchen würde, den Klassenhaß in Kolumbien einzuführen und für seine Zwecke auszunützen. Es war klar, daß Kolumbien einer Katastrophe entgegenging, wenn Rojas im Amt blieb. Aber konnte man jetzt noch auf eine Abdankung hoffen? Die Wiederwahl war erfolgt, das Militär schien geschlossen hinter dem General zu stehen und zudem hatte der General den Arbeitern in seiner Radioansprache eine goldene Zukunft versprochen und damit möglicherweise der zivilen Front Risse zugefügt.

Die Situation schien hoffnungslos und bleischwer lag die Angst vor der Zukunft auf den Gemütern.

Der 9. Mai brach an, an diesem Donnerstag mußte es sich entscheiden, ob der zivile Widerstand vergeblich gewesen war und ob die Diktatur in Kolumbien auf unabsehbare Zeit am Ruder bleiben sollte.

Doch trotz aller Drohungen öffneten die Banken ihre Schalter nicht, die streikenden Industrien nahmen die Arbeit nicht auf, die Studenten streuten ihre Nägel weiter und der

passive Widerstand dauerte ungebrochen an. An den Wänden begannen Aufschriften aufzutauchen. «Hoch leben die Bankiers» las man. Wo hat man schon derartiges gesehen?

Damit hatten die Militärs nicht gerechnet, ob so viel Starrköpfigkeit gerieten sie aus dem Konzept.

Der Sieg des zivilen Widerstandes

Der Tag verging, ohne daß sich größere Ereignisse begeben hätten, außer der allerdings sehr wichtigen Tatsache, daß sich verschiedene einflußreiche Mitglieder der Generalität anscheinend zur Einsicht durchrangten, daß der zivile Widerstand nicht zu brechen sei. Gegen Abend begannen sie mit den Führern der zivilen Front Fühlung zu nehmen, allmählich setzte ein reger Verkehr zwischen dem Hause Alvaro Restrepo, in dem die «Zivilisten» versammelt waren, und dem Palacio de San Carlos ein, wo Rojas Pinilla mit seinen Ministern unter Bezug von einigen Generälen in Permanenz tagte.

Mitternacht war lange vorüber, als Rojas provisorisch einwilligte, zu Gunsten einer fünfgliedrigen Militärjunta abzudanken. Die zivile Front war mit dieser Lösung unter der Bedingung einverstanden, daß sie bei der Wahl der Minister ihr entscheidendes Wort mitreden könne und daß die Militärjunta auf Ende des Jahres Neuwahlen ausschreibe. Man nahm die Militärjunta in Kauf, trotzdem ihre Mitglieder nahe Mitarbeiter Rojas gewesen waren, denn es schien unmöglich, das Militär über Nacht ohne Blutvergießen aus seiner führenden Stellung zu verdrängen.

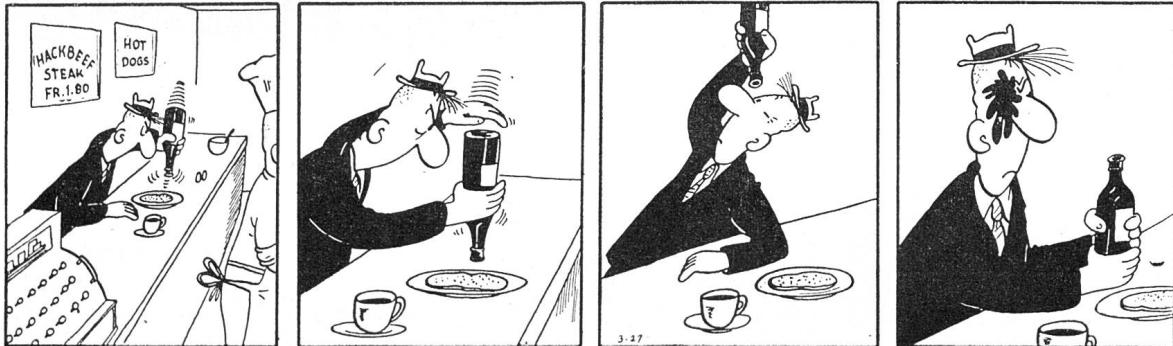
Es mochte etwa halb vier Uhr morgens sein, als plötzlich in den Häusern die Telephons zu

rattern begannen. Nahm man den Hörer ab, hörte man gewöhnlich nur eine Stimme rufen: «Cayo Rojas», Rojas ist gestürzt, und dann wurde wieder aufgehängt. Einer gab dem andern die Freudenbotschaft weiter und in Minuten begannen sich die Straßen zu füllen. Jubelnde Menschen stürzten in ihre Autos, in Pyjamas und Morgenröcken, in was immer sie gerade zum Anziehen fanden. Ein Riesenmenschenstrom setzte sich nach der Innenstadt in Bewegung und morgens 7 Uhr mochten wohl mehr als hunderttausend Menschen auf der Plaza Bolívar und in den engen Straßen der Altstadt beisammen sein. Jeder aufgeregt, fröhlich, singend, tanzend. Ein riesiges Volksfest brach an.

Die Führer der zivilen Front ermahnten die Leute, Disziplin zu bewahren und nicht den Sieg mit Racheakten zu beflecken, und tatsächlich wurde in Bogotá keinem Soldaten und keinem Polizisten ein Haar gekrümmmt. Vorsichtigerweise wurden alle Wirtschaften geschlossen und der Alkoholausschank verboten, damit die Leute ihren Kopf eher beieinander halten konnten.

Es mochte gegen zehn Uhr sein, als plötzlich jemand über die Lautsprecher die Menge aufforderte, nach Hause zu gehen. Sofort aber tauchten Klebezettel auf mit der Aufforderung, auf den Straßen zu bleiben, weil nur so der Sieg sichergestellt werden könne. Die Menge blieb auf den Straßen und Plätzen, sang und jubelte weiter, den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein und hat, wie es sich nachher herausstellte, mit ihrer überschäumenden Freude tatsächlich eine «Gegenrevolution» im Keime erstickt. Denn unterdessen war Rojas unter dem Druck einiger ihm ergebener Offiziere wie-

Bilder ohne Worte



der wankelmütig geworden und wollte seinen «Thronverzicht» rückgängig machen – so wenigstens erzählte man es mir. – Jemand rief die Tanks in die Stadt hinein, um die Demonstranten zu zerstreuen, und tatsächlich begannen plötzlich eine lange Reihe von Panzerwagen von den Kasernen in Usaquen im Norden der Stadt gegen Bogotá zu rollen. Aber sie kamen nicht weit, sie blieben buchstäblich in der jubilierenden Menschenmenge stecken und wurden glücklicherweise bald wieder abgezogen, bevor es zu Zwischenfällen kam.

Rojas und seine Familie verließen den Präsidentenpalast am späten Nachmittag und wurden auf den Flugplatz Techo gebracht, wo eine Maschine bereitstand, um sie ins Ausland ins Exil zu fliegen.

So endete die längste und härteste Militärdiktatur, die Kolumbien je gekannt hat. Niemand wagte es zu glauben, man traute seinen Sinnen nicht: Eine Handvoll Studenten mit ihren Nägeln, eine Gruppe von Bankiers mit ihrer Entschlossenheit, wenn nötig bis zum äußersten zu gehen, ein paar Prediger mit aufrütelnden Predigten und ein Volk, das es satt hatte, die Schandtaten einer Regierung weiter mitanzusehen, genügten, um in genau einer Woche einen Diktator aus dem Sattel zu heben, der alle Machtmittel zu seiner Unterstützung einsetzen konnte.

Noch nach Tagen, als ich mit Francisco und Nicolas, mit Juan und mit meinen anderen Freunden sprach, konnten sie es kaum begreifen, und auch der Mann auf der Straße zeigte noch tagelang ein Gemisch von Überraschung und Stolz, daß ihnen, den Bogotanos, eine derartige Tat gelungen war.

* * *

Seit jenen denkwürdigen Maitagen 1957 ist jetzt mehr als ein halbes Jahr vergangen, genügend Zeit um abzuschätzen, ob sich die hochgespannten Erwartungen der Kolumbianer auf eine Rückkehr demokratischer Verhältnisse zu erfüllen scheinen.

Vielleicht zur Überraschung der meisten hat sich die fünfgliedrige Militärjunta, die das Land regiert, bisher mit Patriotismus und Unegnützigkeit ihrer Aufgabe entledigt und alle Versuche einer Restauration der Militärdiktatur im Keime erstickt.

So darf denn das Land wohl einer ruhigen Entwicklungsperiode entgegensehen. Aber angestrenzte Arbeit wird auch jetzt noch nötig sein, um die schlimmen Nachwirkungen, die die Militärdiktatur namentlich auch auf wirtschaftlichem Gebiete auslöste, wieder aus der Welt zu schaffen.

Da musste ich lachen . . .

*E*s ist am Anfang meines England-Jahres als «Swiss-girl». Die Lady des Hauses ist ausgegangen, ich habe die Villa ganz allein zu hüten und deshalb etwas Angst.

Da kommt den Kiesweg herauf ein mir etwas verdächtig erscheinender Mann. Er trägt eine Leiter auf der Schulter, die er kurzerhand an die Frontwand des Hauses lehnt.

So gut ich kann, frage ich ihn, was er hier zu tun habe.

«Ich bin der Window-cleaner (Fensterputzer), Sie sind sicher eine Ausländerin. Von wo kommen Sie?»

«Aus der Schweiz.»

«Woher aus der Schweiz?»

«Aus Worb bei Bern.»

«Netter Flecken Worb, kenne ich sehr gut.»

«Wirklich?»

Zweifel muß in meiner Frage mitgeschwungen haben, denn der Besucher klettert mit Würde die Leiter hinauf und erklärt, überlegen lächelnd: «Of course Darling, ich war 27 Jahre Matrose, da schifft man überall einmal aus.»

Katrin Schmutz